Clemens Meyer: „Die Projektoren“

Geschichte als großes Kino

Von Jörg Magenau

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 09.10.2024

Clemens Meyers „Die Projektoren“ ist ein Geschichtsbuch voller Geschichten. Im Mittelpunkt steht Jugoslawien mit seinen Kriegen und den Winnetou-Filmen, die dort gedreht wurden. Kino und Realgeschichte, Traumwelten und harte Wirklichkeit verknüpft Clemens Meyer zu einem großen, unvergesslichen Epos.

Der moderne Roman, so heißt es an einer Stelle, sei „ein Monolith“, ein „Chaos aus Stimmen“. Der in jeder Hinsicht große Roman von Clemens Meyer ist darüber hinaus ein ineinander verschlungenes Gebilde aus Szenen und Geschichten. Das Ineinander der Zeiten reicht von etwa 1930 bis ins Jahr 2017. Das Nebeneinander der Orte und Landschaften führt aus dem kroatischen Velebit-Gebirge über Zagreb, Leipzig und Dortmund schließlich in den Irak, wo versprengte Milizen des Islamischen Staates die Bevölkerung terrorisieren. Immer wieder geht es um Kriege, vor allem am Schauplatz Jugoslawien, wo zwanzig Jahre nach dem Wüten der Wehrmacht deutsche Filmteams Indianerfilme drehen und noch einmal knapp drei Jahrzehnte später die jugoslawischen Zerfallskriege beginnen.

Clemens Meyer

Die Projektoren

S. Fischer

1050 Seiten

36,00 Euro

„Die Grausamkeit wandert durch die Zeit. Im Fieber verschieben sich die Träume.“

FDJler, Neonazis, Partisanen, Tschetniks und Ustascha, Cowboys und Indianer: Clemens Meyers mehr als 1000 Seiten schwerer Roman „Die Projektoren“ verknüpft all das und noch viel mehr. Wie ein Projektor im Kino leuchtet er ins Dunkel der Geschichte, erhellt Bild für Bild die Hintergründe und schafft überraschende Zusammenhänge durch Überblendungen. Das Kino, das Meyer wie in Jugoslawien üblich „Bioskop“ nennt, wird immer wieder zum Handlungsort, womit sich Meyer selbstbewusst in einen anspielungsreichen Diskursraum von Platons Höhlengleichnis über

Ernst Lubitschs „Sein oder Nichtsein“ bis zu Quentin Tarentinos furios mit Adolf Hitlers Tod im Kinosaal endenden „Inglorious Basterds“ stellt. So auch in dem bereits vor vier Jahren als eine Art Single-Auskoppelung vorab publizierten Kapitel „Nacht im Bioskop“. Es spielt 1942 in Novi Sad, als ungarische Truppen die serbische Stadt besetzt hielten und über tausend Zivilisten ermordeten.

Licht ins Dunkel

Figuren tauchen aus dem Dunkel auf, die man nie wieder vergisst: Da sitzen eine alte Frau und ein verängstigtes Mädchen 1991 in einem Keller in Vukovar, während die serbische Armee die Stadt in Trümmer schießt. Da hockt ein Veteran Nacht für Nacht auf einem Bahnhof im Kosovo, ruft „Verdunkeln!“ und wartet auf Geisterzüge aus den vergangenen Kriegen. Da kauert ein Junge in einem Boot auf der Donau und schaut auf einen Mann, der im eisigen Wasser steht. An der Luft würde er verbrennen, sagt der Mann, denn er wurde vom Phosphor der Bomben imprägniert, die die Deutschen beim Großangriff auf Belgrad im April 1941 abgeworfen haben. Was ist besser, lautet die Frage: zu verbrennen, zu ertrinken oder zu erfrieren?

„Es war einmal ein Junge, der redete und redete und zitierte Gedichte, die er von seinem Vater kannte, und der Junge redete und rezitierte, bis der Mann im Wasser forttrieb und irgendwo versank. Wie hieß der Mann, wo wohnte der Mann, was war mit der Familie des Mannes, wie viele lebende Phosphorleichen standen noch im Wasser des großen Stroms? Und standen in anderen Strömen.“

Der Junge im Boot hat bei den Luftangriffen seine Mutter verloren. Sie starb vor seinen Augen in den Trümmern des Elternhauses. Der Vater und die Schwester sind vermisst. Er selbst, zwölf Jahre alt, wird sich den Partisanen anschließen und Meldegänger im Kampf gegen die Faschisten werden. Dieser Junge ist die zentrale Figur des Romans und – weil die Kapitel, in denen es um ihn geht, episch breit auserzählt sind – auch die lebendigste.

Der Cowboy

Wir lernen ihn jedoch nicht als Junge kennen, sondern im Roman viel früher, zeitlich jedoch viel später, 1957. Da setzt ein Militärjeep im Velebitgebirge ihn vor der zerfallenen Hütte eines Schäfers ab. Er hat – aber das wird erst allmählich klar – Jahre auf einer Sträflingsinsel

verbracht und muss nun in die Verbannung. Meyer beginnt, wie schon im letzten Zitat, als schriebe er ein Märchen:

„Es war einmal ein Mann, der lebte im Velebitgebirge. Er hatte nicht immer dort gelebt, obwohl die einheimischen Bergbauern und Hirten ihn schnell als einen Mann der Berge akzeptierten, denn er war sehr schweigsam, saß oft den ganzen Abend vor seiner Hütte und blickte auf die Berge, hinter deren schartigen Gipfeln die Sonne versank."

Die Bergbewohner nennen ihn den „Cowboy", weil er mit seinem karierten Halstuch so aussieht. Ein paar Jahre später arbeitet er als Komparse bei der Verfilmung der Winnetou-Romane und freundet sich dabei mit Lex Barker an, dem Darsteller des Old Shatterhand. Als LEX – in Großbuchstaben – ist Barker eine wichtige Romanfigur an der Nahtstelle zwischen Realität und Fiktion. Meyer lässt seinen LEX sogar mit Tito zusammentreffen, der ein großer Cineast gewesen sein soll. In Titos Privatkino schauen sie zusammen Winnetou-Filme. Dann aber zeigt Tito einen Schwarzweißstreifen, auf dem Karl May zu sehen ist, der wenige Wochen vor seinem Tod im März 1912 in Wien einen umjubelten pazifistischen Vortrag hielt. Der Vortrag ist historisch belegt, Notizen sind überliefert. Der Film ist jedoch ebenso Fiktion, wie die Anwesenheit von Adolf Hitler im Publikum, den Tito bei einem Kameraschwenk zu erkennen glaubt. Auch Tito war damals im Saal. Hätte er von Hitler gewusst, sagt er nun zum fiktiven Lex Barker, dann hätte er ihn umgebracht. Die Geschichte wäre anders verlaufen.

Schreiben mit dem Quirl

Immer wieder sind es die Übergänge von präzise recherchierten Details ins Fiktive, vom Möglichen ins Wirkliche, die den schillernden Reiz dieses Romans ausmachen. Meyer kann in einem Absatz aus realistisch geschilderten Situationen in surreale Bewusstseinsabgründe vordringen, kann poetische Schönheit unmittelbar in Grausamkeit umschlagen lassen. Während der „Cowboy" in einem verlassenen Haus am Rand von Split eine Liebesnacht mit seiner großen, unmöglichen Liebe erlebt – Negosava ist die Frau eines Nachbarn und Mutter zweier Söhne – blendet er schon eine spätere Szene ein, in der der Cowboy von Dorfbewohnern zusammengeschlagen wird, weil er fremd oder vielmehr: weil er ein Serbe ist.

Als Fetisch, als Talisman trägt der Cowboy seltsamerweise einen hölzernen Quirl mit sich herum, der wie ein Revolver in seinem Gürtel steckt. Der Quirl ist ein Erinnerungsstück aus der Kindheit.

„Mit einem scharfen Messer schnitzt er einen Quirl. Die Mutter hat bald Geburtstag. Er erhitzt eine Büroklammer, die er an einen Stock gesteckt hat, über einer Kerze und brennt eine kleine Sonne in den Stiel des Quirls. Er biegt die Klammer so, dass er einen Kreis ins Holz brennen kann, dann verteilt er die Strahlen um den Kreis. ‚Dann kannst du mir immer Pudding machen mit dem Quirl, Mutter.'"

Symbolisch steht dieser Quirl für Meyers erzählerischen Ansatz. Man könnte sagen: Er schreibt mit dem Quirl. Er hebt die verschiedenen historischen Schichten vorsichtig so unter, dass ein durchmischtes Gemenge entsteht. Geschichte ereignet sich nicht linear, sondern in einer poetischen Gleichzeitigkeit. An die Stelle von Kausalketten mit ihrem schlichten Nacheinander von Ursache und Wirkung setzt Meyer mit dieser Erzählweise ein hochmodernes Geschichtsbild, in dem das Fernliegende sich unmittelbar berührt. So kann er die Entstehung des sozialistischen Jugoslawiens aus dem Partisanenkrieg parallel zum Verfall erzählen, historische Wirklichkeit mit Kinogeschichte überblenden und Realgeschehen mit Träumen, Erinnerungen und Phantasien durchsetzen. Dieser komplexe Zugriff macht in jedem Augenblick deutlich, dass die Vergangenheit nicht tot, dass sie noch nicht einmal vergangen ist. Da erscheinen auch die Neonazis, die als Söldner auf kroatischer Seite gegen die Serben kämpfen, als unmittelbare Nachhut der deutschen Wehrmacht in dieser Region.

Fragmentierte Geschichte

Die einzelnen, ineinander verschränkten Kapitel sind dennoch grob chronologisch geordnet. Ankerpunkt ist die Irren-Hilfs-Heil- und Pflegeanstalt des Dr. Güntz in Leipzig, eine psychiatrische Klinik, in der einst auch Karl May Patient gewesen ist. Als fiktiver „Dr. May" ist er schon deshalb ein Fixpunkt der Ereignisse, weil in seiner Lebensgeschichte das Erfundene und das Reale geradezu exemplarisch verschmelzen. In der psychiatrischen Klinik lässt Meyer immer wieder eine Runde von „Dottores" zusammenkommen, die das Rätsel des verschwundenen „Fragmentaristen" ergründen wollen, eines Patienten, der wie besessen die Wände der Anstalt mit prophetischen Sätzen beschriftete, als wäre er der Autor der Geschichte. An anderer Stelle sagt ein Mann, der einen Vortrag über fotografische Flinten hält:

„Nun habe ich doch die Chronologie verlassen, die ich eben noch angekündigt habe, aber selbst die Erinnerungen an meine Reise und meine Erlebnisse auf dieser Reise fragmentieren meine Gedanken, mein Schreiben, so wie der Krieg alles fragmentiert."

Clemens Meyer hat acht Jahre lang an diesem vielschichtigen, aus Fragmenten zusammengefügten Roman gearbeitet. Allein die Recherchearbeit ist bewundernswert. Sie umfasst Filmgeschichte, Psychiatriegeschichte, Sozialismus, die Geschichte Jugoslawiens bis hin zur serbokroatischen Sprache, Rechtsextremismus in der DDR und in der Bundesrepublik, Arbeiterkultur und Trivialliteratur. Clemens Meyer verwandelt alles in Erzählung. An keiner Stelle hat man das Gefühl, belehrt zu werden. Er taucht in die unterschiedlichsten Figuren ein, findet für jedes Milieu eine eigene Sprache und Form und schafft es sogar, Mitgefühl für einen jungen, verirrten Neonazi zu erzeugen. Es geht nicht um Meinungen oder politische Haltungen, sondern darum, was die Geschichte aus jedem Leben macht und wie jede Figur versucht, sich zu bewähren. Das Ergebnis ist große Literatur.